

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Ich habe mir für die veranstaltungsfreie Zeit überlegt, folgenden Text zur Verfügung zu stellen. Er findet sich in:

Rieken, B. (Hg.): Wie bewältigt man das Unfassbare. Interdisziplinäre Zugänge am Beispiel der Lawinenkatastrophe von Galtür, In: *Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur*, Band 10, Münster 2015 (Waxmann).

In diesem Buch untersuchen Vertreter verschiedener Psychotherapieschulen den Umgang mit einer Naturkatastrophe (Lawinenunglück von Galtür). Außer meinem Beitrag findet sich in diesem Buch auch ein Beitrag, den unsere Kolleginnen Claudia Huber-Mairhofer und Angelika Url verfasst haben.

Mein Text zeigt am Beispiel des Lawinenunglücks, wie (d.h. unter welchen Gesichtspunkten) Ereignisse und Veränderungen erfasst werden können. Man kann ihn als Anregung für eigene Untersuchungen (Diplomarbeiten, Fallstudien) verstehen, da sich die angewandte Methode der Interpretation auf Traumserien, Therapieverläufe, einzelne Sitzungen, Erstgespräche aber auch auf Theorien jeglicher Provenienz anwenden lässt. Wenn Interesse besteht, kann ich Vorhaben in diese Richtung gerne unterstützen bzw. auch die theoretische Basis dazu liefern. Was hier *anthropologische Konstanten* genannt wird, lässt sich unschwer in den Begriff *Archetyp* übersetzen. Man kann das Beschriebene deshalb auch als genuin jungianischen Forschungsansatz verstehen. Bezüge zur Psychoanalyse lassen sich ebenso leicht herstellen. Der Text lässt sich außerdem auch als Einführung in die Ethik lesen.

Gerhard Burda

## *Übergänge am Rand der Welt*

### *Anthropologische Konstanten in den Galtür-Interviews*

#### 1. Übergänge

Mein Beitrag weicht insofern von der Vorgabe ab, als die Interviews nicht vor dem Hintergrund einer bestimmten psychotherapeutischen Schule behandelt werden, sondern vor demjenigen einer besonderen Theorie zu Depression, Trauer und Melancholie<sup>1</sup>. In diesem, psychoanalytische und philosophische Interessen vereinigenden Ansatz wird der Einbruch und die Rekonstruktion dreier *anthropologischer Konstanten* thematisiert, die als relationaler *Raum*<sup>2</sup>, *Begehren*<sup>3</sup> und *Gesetz* bezeichnet werden<sup>4</sup>. Aus dieser Perspektive heraus sollen die Interviews untersucht werden.

---

<sup>1</sup> Burda 2005.

<sup>2</sup> Die Bezeichnung (relationaler) *Raum* greift eine mit dem *spatial turn* (Vgl. dazu Alpsancar et al. 2011) thematisierte Perspektive auf, die den Raum nicht als *container* und als absolutes Bezugssystem von Ruhe und Bewegung, sondern als Gefüge von Positionierungen begreift; der Raum kommt dabei nicht unabhängig von den Entitäten vor, sondern wird durch sie mitkonstituiert. Impliziert ist damit einerseits ein Modus der Verbindung und andererseits ein Modus der Differenz; vgl. dazu auch die von Nancy (2003, 23) zitierte Aussage Freuds „Psyche ist ausgedehnt, weiß nichts davon“. In der philosophischen Literatur der letzten Jahre ist insgesamt ein Ansteigen der Beschäftigung mit dem Thema Raum zu beobachten. Ich erwähne stellvertretend die Arbeiten von Peter Sloterdijk (1998-2004) und Hermann Schmitz (2005).

<sup>3</sup> *Begehren* meint im Anschluss an Lacan zunächst keinen blinden Trieb, sondern Motivationen und Strebungen, die immer schon intersubjektiv vermittelt sind. Dass diese soziale Regulation auf eben dieselben Kräfte zurückgreift, die sie zu kanalisieren trachtet, hat Nietzsche herausgearbeitet: Die Moral entspringt eben der

Es handelt sich dabei um Referenzen, die für das menschliche Leben im Allgemeinen wie im Besonderen von Bedeutung zu sein scheinen. Wir können uns diesen Doppelsinn anhand von Galtür verdeutlichen: Auch wenn das Unglück scheinbar nur in einer entlegenen Weltgegend passiert ist, die viele wohl nur aus den Medien kennen: Das Ereignis ist *Symbol* (Rieken 2010, 14) im ursprünglichen Sinn des Wortes. Es verbindet voneinander Getrenntes in vielerlei Hinsicht zu einer fragilen Einheit: Es zeigt das, was in unserem Leben betroffen und zerstört werden kann, das wogegen sich innere Abwehr und äußere Schutzmaßnahmen gleichermaßen richten; es zeigt aber auch das, was – nach Möglichkeit – wieder aufgebaut werden muss, wenn der Einbruch ins Leben stattgefunden hat; und es zeigt, was nicht nur eine besondere Gruppe „am Rande der Welt“ sowie deren Besucher betrifft, sondern uns alle. Die singulären Schicksale von Galtür gemahnen an allgemein betreffende Lebensthemen. Die „Lawine“ geht mitten durch unser aller Leben und seine Befestigungen; als Differenz in sämtlichen Identitätszuschreibungen und Diskontinuität inmitten jeder Kontinuität belehrt sie auch den Dualismus von wilder *Natur* und *Kultur* als gezähmter Natur eines Besseren. Unsere „Welt“ ist gewissermaßen immer „am Rand“ – und mit ihr wir selbst.

Die Verbindung von Allgemeinem und Besonderem erwähnt auch Rieken, der in seiner Galtür-Studie in Zusammenhang mit der Melancholie einerseits von etwas allgemein Existentiellen, das nicht einfach auf eine Pathologie reduziert werden kann, und das andererseits doch in Zusammenhang mit krankheitswertigem Leiden zu sehen ist<sup>5</sup>. Diesem Spannungsfeld, das ich bewusst nicht in Richtung auf den einen oder den Pol hin auflösen möchte, begegnet man auch in den Interviews.

Mit der Annahme solcher Konstanten stellt sich natürlich die Frage eines unangebrachten Universalismus, sei er eher essentialistisch bzw. naturalistisch oder eher konstruktivistisch bzw. kulturalistisch motiviert. Ob diese Konstanten aus irgendeinem Grund tatsächlich vorliegen oder vom Menschen erst konstruiert werden, soll hier nicht diskutiert werden. Ich möchte mich mit „empirischen“ Indizien begnügen, die den Schluss nahe legen, dass die Charakterisierung als „Mensch“ jeweils vom historischen, sozialen und kulturellen Raum, für den jeweils spezifische Gesetze gelten, abhängt. Raum wie Gesetz mögen zwar relativ in ihren Ausformungen sein, es gibt sie aber andererseits unabhängig von diesen Ausformungen in einem allgemeinen und „absoluten“ Sinn: So formuliert jede Gesellschaft Gesetze, sie formuliert aber nicht das allgemeine Gesetz, *dass es immer irgendein ein Gesetz geben muss*. Diese Tatsache kommt auch in verschiedensten Termini wie Tod, Kontingenz, Endlichkeit, Kastration usw. zum Ausdruck. Ebenso verhält es sich mit den Konstanten Raum oder Begehren. Wie gerade kritische, jeden Ethnozentrismus ablehnende Anthropologen von Lévi-Strauss bis Viveiros de Castro bestätigen, lässt sich weltweit in jeder Gesellschaft von Amazonien bis Australien eine unterschiedlichsten Modi folgende Auseinandersetzung mit „dem“ Raum feststellen: Dieser mag dualistisch in Natur und Kultur aufgeteilt sein wie im

---

dunklen Quelle, die zu beherrschen sie sich anschickt. So gesehen hat das Gesetz hat einen *Schatten*: Es macht genau das, was es verbietet. Auch hier wird deutlich, dass der Dualismus von Natur (Trieb) und Kultur (Begehren als sozialisierter Trieb) am Wesentlichen vorbeigeht. Begehren darf also weder rein kulturalistisch noch rein naturalistisch verstanden werden.

<sup>4</sup> Ich spreche in diesem Zusammenhang auch von einer *ethischen Urszene* (Burda 2005; 2008): Der Begriff Urszene stammt ursprünglich von Freud und bezeichnet die reale und traumatische Erfahrung des miteinander verbundenen Elternpaares. Später änderte er seine Meinung dahingehend, dass es sich nicht mehr um eine reale Erfahrung handeln muss, sondern dass auch eine Phantasie gemeint sein kann. Ich verwende den Begriff, um das Zusammenspiel von Raum, Gesetz und Begehren im Zusammenhang mit dem Ethischen oder Wünschenswerten zu verdeutlichen. Raum ist natürlich mütterlich und Gesetz väterlich konnotiert (freilich ohne auf diese geschlechtsspezifischen Zuschreibungen reduzierbar zu sein).

<sup>5</sup> Symbolisch steht die Lawine für beides: einerseits für einen besonderen Charaktertypus, der angesichts des Leids in der Welt berechtigt ist und andererseits für die verdrängte Strebungen, so etwa für die zugleich vertraute und unheimliche Aggression, die in der Depression im eigenen Inneren wütet (Vgl. Rieken 2010, 192).

modernen Europa oder die Grenze zwischen dem Menschlichen und Nichtmenschlichen (Tiere, Gegenstände, Berge, Sterne, Geister usw.) vergessen lassen wie im Totemismus oder Animismus. Immer aber haben wir es mit „Raum“ zu tun. Ebenso verhält es sich mit jener von mir als Begehren bezeichneten „universellen Selbstwahrnehmung“, die nicht nur das europäische Individuum auszeichnet, da sie z. B. ebenso in Kulturen auftaucht, in der das singuläre Wesen in erster Linie durch seine Position in einem Netz von Beziehungen definiert ist (Descola 2010, 183 f.). Die Termini Raum, Gesetz und Begehren sind natürlich heterogene Hybride: Die Bezeichnung Raum impliziert immanente und transzendente Bestimmungen, umfasst den geographischen, sozialen, ethischen, politischen, ökonomischen, intra- und intersubjektiven Raum aber auch ontologische Raumvorstellungen wie Welt oder Kosmos; Gesetz wiederum ist ebenso immanent wie transzendent, empirisch wie transzendental und ontisch wie ontologisch zu verstehen. Die anthropologischen Konstanten, die als *ethische Ligaturen*<sup>6</sup> eine unabdingbare ethische Relevanz haben, können damit nur perspektivisch aus verschiedenen, einander oft auch widersprechenden Blickwinkeln untersucht werden; wir können von ihnen jedenfalls nicht abstrahieren, wenn von „Mensch“ die Rede ist.

## 2. Ethik und Depression

Wir können uns fragen: Wie ist der Raum gestaltet, den wir miteinander teilen? Wie ist das Gesetz beschaffen, das diesen Raum strukturiert? Wie gestaltet sich das Verhältnis von Gesetz und Begehren? Erleben wir uns als eingeeignet oder frei, als geborgen oder bedroht usw.? Die Qualitäten des Raumes, Gesetzes und Begehrens lassen sich also thematisieren und – innerhalb eines gewissen Spielraums – auch verändern. Das ist genau das, was bei der Verarbeitung von Verlust im Allgemeinen wie im besonderen Sinn von zentraler Bedeutung ist.

Ausschlaggebend für meine Beschäftigung mit dem Thema Verlust waren einerseits meine Erfahrungen als Analytiker und andererseits die Beschäftigung mit ethischen Fragestellungen. In den Texten der Geschichte der Ethik stehen jeweils unterschiedliche Aspekte dieser „Urszene“ im Zentrum der Suche nach dem Guten: Manche Ethiken stellen den Raum bzw. die Gemeinschaft (Aristoteles, Utilitarismus), manche das Gesetz (Kant, Rawls), andere wiederum das Individuum (Nietzsche) ins Zentrum ethischen Interesses. Interessant ist nun jedoch, dass die dabei jeweils untergeordneten Konstanten auf irgendeine Art und Weise sehr wohl vorausgesetzt werden. Man könnte diesbezüglich von einem *Unbewussten der Ethik*<sup>7</sup> sprechen. Unabhängig davon, ob nämlich eine dieser Konstanten ausgeblendet oder bekämpft wird, setzt jede Ethik dennoch gerade das voraus, was auszuschließen sie sich anschickt. Auf eine Formel gebracht könnte man deshalb sagen, dass *jeder ethische Entwurf einen Raum voraussetzt, der von einem das Begehren regelnden Gesetz strukturiert ist.*

Das gilt nicht nur für philosophische Ethiken, sondern für jede Theorie bzw. Lebenspraxis schlechthin. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich zwei Beispiele bringen:

a)

Wir können uns z.B. fragen, welche Art ethischer Urszene eine naturwissenschaftliche Weltansicht impliziert. Wir fragen damit, wie Raum, Gesetz und Begehren zueinander stehen. Naturwissenschaft kennt bestenfalls einen blinden Trieb, dem wir als Naturwesen unterworfen sind, aber keinen freien Willen. Wir haben damit eine *negative* Urszene vor uns: Der Raum

<sup>6</sup> *Ligaturen* sind im Ethischen Bindekräfte, von denen, so meine These, nicht abgesehen werden kann, wenn von Ethik die Rede sein soll (Vgl. Burda 2008).

<sup>7</sup> Vgl. dazu Burda 2008.

der Natur gleicht einem Gefängnis und wird von einem unerbittlichen Gesetz beherrscht. Von daher ist es nun nur allzu verständlich, dass der Mensch die Natur zu beherrschen trachtet: Die Hoffnung gilt einer hypothetischen Technologie, mit deren Hilfe die elementarsten Eigenschaften auf der untersten Ebene vielleicht einmal manipuliert werden können. Sind etwa Materie und Information ein und dasselbe, so kann die Natur programmiert und ihr Schrecken gebannt werden.

b)

Wir können ebenso fragen, welche Art Urszene in der christlichen Theologie bemüht wird, wenn die Würde des Menschen damit begründet, dass der Mensch das Ebenbild Gottes sein soll, also ein personales Wesen, das der Freiheit mächtig ist. Genauer betrachtet, kann der Mensch jedoch nie so frei wie sein Schöpfer sein. Das zeigt die historisch gut dokumentierte Diskussion zwischen *Pantheismus* (Gott geht in der Welt auf), *Theismus* (Gott ist völlig jenseitig) und *Panentheismus* (Gott hat sich freiwillig in eine Beziehung zur Welt eingelassen)<sup>8</sup>. Freiheit in der Art göttlicher *transzendenz-transzendenter Transzendenz*<sup>9</sup> kann der Mensch schon allein deshalb niemals beanspruchen, weil er sich nie selbst ausgesucht haben kann, in diese Welt hineingeboren zu werden oder nicht. Anders gesagt: Er hat keine Wahl, geboren zu werden oder nicht. Seine nach der Ebenbildlichkeit mit Gott phantasierte Persönlichkeit bekommt hier eine Schlagseite. Wir haben in dieser Denkweise insofern ein Ungleichgewicht zwischen Raum, Gesetz und Begehren vor uns, als das Begehren als „sündig“<sup>10</sup> erachtet und letztlich unter ein Gesetz gestellt wird, das genau das macht, was es dem Menschen verbietet: Es verlangt im 5. Gebot, dass der Mensch nicht töten soll und schließt ihn im Fall der Sünde aus dem ethischen, d.h. guten, Raum aus: Das Gesetz spaltet den Raum in Himmel und Hölle und stürzt das sündige Begehren in eine grässliche ontologische Einsamkeit, die die Frage aufdrängt, wie endliche, vom Menschen begangene Taten eine ewige Bestrafung nach sich ziehen soll.

Apokalyptische Szenarien dieser Art reißen besonders auch in schweren Depressionen auf: Die Betroffenen befinden sich buchstäblich in der Hölle, an einem von „Gott“ verlassenen Ort, gefangen in Selbstanklagen und abgeschnitten von jeglichem Guten<sup>11</sup>. In dieser *negativen* Urszene ist der Raum bedrohlich und unerträglich, man erlebt sich von einem unmenschlichen Gesetz zu ewiger Verdammnis verurteilt, das eigene Begehren erstarrt und verweht ins – Nichts. Klinisch gilt Depression als Reaktion auf einen drohenden oder aktuellen Verlust, der oft in engem Zusammenhang mit dem Verlust eines anderen Menschen steht. Die Psychoanalyse betont dabei den Verlust des ersten – ambivalent geliebten wie gehassten – „Objekts“. Der „Schatten“ des Objekts fällt auf das Ich<sup>12</sup>, es kommt zum Verlust der narzisstischen Integrität, zu Regression und typischen Abwehrmustern, zur Wendung aggressiver Strebungen gegen das eigene Ich usw.; verarbeitet kann dieser Einbruch nur insofern werden, als es gelingt, das Selbst- und Weltgefüge neu zu konfigurieren.

Dabei geht es um eine Refiguration des Raumes, des Gesetzes und des eigenen Begehrens zu einer *positiven* Urszene. Aus dieser Perspektive eines Übergangs von einer negativen zu einer positiven Urszene heraus sollen die Interviews nun betrachtet und dargestellt, aber *nicht* bewertet werden. Das Spannungsfeld zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen soll dabei nicht angetastet und der respektvolle Umgang mit der je individuellen Verarbeitung des Schicksal der Betroffenen gewährleistet bleiben. Dazu gehört, die Daten nicht miteinander zu

<sup>8</sup> Vgl. dazu z.B. Clayton 1996.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Burda 2008.

<sup>10</sup> Vgl. dazu Faber 2003.

<sup>11</sup> Empfehlenswert dazu Kuiper 1995.

<sup>12</sup> Vgl. Bollas 1997.

vergleichen oder die Häufigkeit der drei Referenzen auf einer Skala einzutragen, um daraus Schlüsse in die eine oder andere Richtung zu ziehen (Persönlichkeit, Bindungsmuster, Pathologie usw.). Es geht mir ausschließlich um das subjektive und auch nicht erschöpfende Lesen der Interviews vor dem superponierten Hintergrund, der sich auch nicht mit der persönlichen Einschätzung der Betroffenen decken muss. Es zeigt sich dabei, dass die drei Referenzen Gesetz, Raum und Begehren – die ich im Folgenden *kursiv* hervorheben möchte – keine bloß starren und vorgegebenen Säulen einer Welt im Fluss sind, sondern eher beweglichen Fundamenten gleichen, die sich mit der Welt und dem Menschen auf- und abbauen, da sie auch durch dasjenige verändert werden, was sie selbst verändern<sup>13</sup>.

Zwei Vorbemerkungen: In Passagen, an denen es mir sinnvoll erschien, habe ich auch den Interviewer, Bernd Rieken, zu Wort kommen lassen und dies auch entsprechend deklariert. Sämtliche Aussagen sind zudem als solche in Anführungszeichen gesetzt und in den Text eingearbeitet worden. Dieses Vorgehen hat mitunter Einwirkungen auf die grammatikalische Struktur mancher Sätze, ein Risiko, das einzugehen, mir vernachlässigbar erschien.

### 3. Die Interviews

#### 3.1. Franz Lorenz

Franz Lorenz, ein über achtzigjähriger Hüttenwirt, der durch die Katastrophe seine Gattin und seine schwangere Tochter verloren hat, spricht gleich zu Beginn das „Persönliche“ (*Begehren*) und Nicht-Ersetzbare (Zerstörung des *Raumes* durch den Verlust nahe stehender Personen) an. Als Hüttenwirt ist er gewohnt, Verantwortung für seine Gäste zu übernehmen, er repräsentiert dadurch auch das *Gesetz*, das Einfluss auf das *Begehren* der anderen nehmen muss, um sie schützen zu können. Diese Doppelbedeutung, das Gesetz einerseits zu repräsentieren und andererseits dabei selbst dem Gesetz zu unterstehen, wird deutlich am Beispiel seiner Frau, die Jahre zuvor eine Gruppe auf die gefährliche Situation in den Bergen aufmerksam machte. Entgegen dieser Warnung ging die Gruppe los, setzte sich über das *Gesetz* hinweg (eigenes *Begehren*) und wurde von ihm wieder eingeholt; das Unglück, das vermieden hätte werden können, ereignete sich leider und die Hüttenwirtin wird vor Gericht zitiert, um Stellung zu beziehen. Sie wird dadurch noch „vorsichtiger“. Die damit zusammenhängende Schuldthematik stellt sich gleich anschließend in der bangen Frage „Warum?“, Warum gerade ich (*Begehren*), warum wir, die Familie, die schon seit 1882 „dort oben“ war. *Gesetz* wie *Raum* begegnen dabei in der Bezeichnung „Naturereignisse“. Über „naturkundliche Erwägungen“ kommt der Mann jedoch über das Warum hinaus: Man kann „nicht stehen bleiben“, pflegt auch nach dem Tod „Gedanken“ mit dem nicht mehr Lebenden (gemeinsamer *Raum*) bzw. bettet sie in die Familie ein („Was würde Mutter sagen, wenn sie hier wäre?“). Im Hintergrund dabei steht die christliche „Weltanschauung“ (*Raum*). Das Fortbestehen der Seele nach dem Tod impliziert dabei eine gleichzeitige Akzeptanz des *Gesetzes* (Tod) und seine Umgehung (Leben nach dem Tod). Der *Raum* klingt weiters in der Gemeinschaft der Trauernden am Friedhof an, das *Gesetz*, dem man unterworfen ist, in Formulierungen wie „höhere Macht“, „Schicksal“ und „Naturgeschehen“.

Dies ist allerdings nicht nur negativ zu verstehen, da im Wort „Natur“ auch das Privileg“ mitschwingt, an einem der schönsten Orte der Welt (*Raum*) zu leben, was dazu motiviert, sich

---

<sup>13</sup> Hier wäre es interessant, den Medienbegriff einzubringen und die Anthropologie als *Anthropomediologie* darzustellen (der Mensch als medienbildendes und mediengebildetes Medium; Burda 2009; 2010; 2011). Dies würde aber den vorgegebenen Rahmen erheblich überschreiten, da eine völlig neue Epistemologie, Ontologie und Methodologie eingeführt werden müsste.

nicht „im Leid zu verkriechen“, sondern den „Mann zu stellen“ (*Begehren*). Die positive, Freiheit und Struktur ermöglichende Seite des *Gesetzes* taucht in Aussagen wie „man muss niemanden fragen, darf ich da laufen, darf ich da nicht laufen“ oder „ich kann gar nicht fortgehen, es gibt keinen besseren Platz“ auf. Der Preis dafür sind allerdings Risiken und dass man sich der „Natur“ (*Gesetz*) „beugen“, das Gesetz akzeptieren und selbst auch vertreten muss (so führt unser Mann sechs Tage lang ein „ganz strenges Regiment“ über eine eingeschneite Belegschaft von 148 Skitouristen; vier Franzosen, die sich dem nicht unterwerfen wollten, wurden auch prompt vom *Gesetz* verwarnt – und zwar in Form einer Staublawine, die sie wieder ins Haus zurück zwingt). Aus solchen Erfahrungen kann gelernt werden, sich im eigenen *Raum* („kleines Wohnhaus“) einzurichten und das *Gesetz* zu achten, um das eigene *Begehren* aufrecht zu halten. Diese Erfahrungen helfen mit, den Einbruch der Lawine zu verkraften und das Verlorene neu zu konfigurieren.

Die Verarbeitung greift dabei auch auf Zukunftsvorstellungen zurück (Nachfolger, Kinder). Dass niemand, der seinem *Begehren* gemäß folgen möchte, dem *Gesetz* entkommen kann, zeigt der abschließende Exkurs über die Vergangenheit der „Walser“ als jene Siedler im Alpenraum, die „immer am höchsten hinaufgezogen sind, weil sie frei sein wollten“. Auf der Flucht vor dem *Gesetz* (der adeligen und klerikalen Grundherren) kommt das *Begehren* jedoch nie ganz vom Gesetz los, sondern bindet sich an es durch die Natur. Man gestaltet das *Gesetz* in gewisser Weise aber auch mit („wie man es gerne hätte“), weshalb man sich auch leicht mit „guten, führenden Personen, mit den Lehrern, und mit den Geistlichen“ tut, auf die man nicht verzichten möchte, deren Autorität allerdings auf gewisse Sektoren beschränkt bleibt.

Die „Realität“ untersteht allerdings letztlich einer anderen Obrigkeit. Obwohl sie in ihrer Raumbewegung am höchsten hinaufzogen, waren die Walser keine Himmelsstürmer: Sie brauchten – im Unterschied zu den Rätoromanen, die Calvinisten wurden – auch keinen „neuen Herrgott“. Der „Alte“ war „gut genug“ und gestattete (*Gesetz*) ein Leben (*Begehren*) in einem selbst gewählten und gestalteten *Raum*, in welchem dem Leitspruch „Salt regiere, also selbst regieren“ gelebt werden konnte und kann.

### 3.2. *Karoline Hussein*

Karoline Hussein war 24 Jahre alt, als sie durch die Lawine Großmutter, Mutter und eine Schwester verlor. Sie selbst „war halt zufällig nicht zuhause“, weil sie in einem Hotel arbeitete und „verschont“ wurde (*Gesetz*). Sie hat bereits als Kind Lawinenabgänge erlebt, bei denen Todesopfer zu beklagen waren. Entgegen der Aussage, dass es „hier“ „absolut sicher sei“, war die Atmosphäre schon Tage vor dem Unglück durch starke Schneefälle „sehr bedrückend“. Das angeblich sichere (*Gesetz*) *Raum* wird schwankend und kollabiert durch das Ereignis für lange Zeit in sein negatives Zerrbild: Der Heimatort wird zum „Mond“, sie hat „keine Wurzeln“ mehr und möchte nur „raus, ganz schnell“. In diesem *Raum* bleibt sie und ihr *Begehren* „gefangen“, Angst wird ihr ständiger Begleiter, es kann „immer alles passieren“; sie schafft es nicht, sich „freizuschaukeln“, bleibt noch die „ganze Saison“ und zieht dann mit ihrem Mann für ein Jahr nach Kärnten. (Im zweiten Teil des Interviews taucht eine ähnlich klingende Aussage auf, als sie ihre Begegnung mit einer Psychologin schildert, mit der „die Chemie“ nicht stimmte: „Die hätte mich rausholen müssen, ganz aktiv“.) Die Negativität bzw. Ambivalenz des *Raumes* spiegelt sich auch darin, dass sie sich von den verstorbenen Angehörigen nicht verabschieden konnte; sie konnte deshalb nicht „abschließen“ und sich und ihre Verwandten nicht in einer guten Sphäre unterbringen, in der sich Leben und Tod nicht ständig durchdringen und eigentlich nicht zu differenzieren sind. Dem entspricht wahrscheinlich auch, dass sie früher zu ihrem in Landeck lebenden Vater „keinen Kontakt“

aufnehmen konnte, obwohl sie dies wollte und „mehrmals versucht, ihn zu kontaktieren“ (*Begehren*); er „wollte keinen Kontakt“ (*Gesetz*).

Nach einem Jahr kehrt sie jedoch zurück, sie und ihr Mann bauen „das Haus wieder auf“: Der *Raum* wird damit neu figuriert, vielleicht nur aus einem „Pflichtgefühl“ den „Geschwistern gegenüber“, in dem sich *Begehren* und das dieses strukturierende *Gesetz* verdichten. Sie musste immer die „Mutterrolle“ (*Raum*) übernehmen, v.a. für ihren jüngeren Bruder, der allerdings nur zuerst „Interesse“ zeigt, weshalb sie wieder „weg wollte“, weil es ihr „psychisch nicht so gut ging“. Sie führt „ein, zwei Gespräche“ mit einer Psychologin, setzt sich mit dem Thema „was will ich eigentlich“ (*Begehren*) auseinander, arbeitet das Thema auch mit ihrem Mann, mit Freunden und mit dem „ganzen Umfeld“ (*Raum*) durch und entschließt sich letztlich zum Bleiben. Keine Rolle spielt dabei, „ein Teil dieses Dorfes zu sein“, weil ihre Familienverhältnisse „immer schwierige“ waren; sie waren „nicht die Vorzeigefamilie, die jetzt abgeht, wenn sie nicht mehr da ist“ und nicht „integriert ins Dorf“ (*Raum, Gesetz*). Sie wollte nach der Matura auch weg, „studieren“, konnte aber nicht (*Gesetz, Begehren*), weil die Mutter das Haus „gebaut hat“ und sie Geld verdienen musste. Nach der Lawine fühlt sie sich deshalb auch „irgendwie befreit“ von „dem Teil der Familie, die mich da gehalten hat“ und sie endlich die Möglichkeit hat, das zu tun, „was ich will“ (*Begehren*). Sie kann das aber nicht, weil sie so eine „Sehnsucht“ erfasst „nach Familie“, die sie „verloren“ hat und „wieder aufbauen möchte“ (*Raum*), allerdings „freiwillig“ und nicht mehr „gezwungen“ (Aussage Rieken; *Gesetz*).

Es bleiben freilich „Narben“ und Erinnerungen an das, wofür die „Lawine“ steht und was nicht zu verdrängen ist. „Ganz verarbeitet“ kann es schon deshalb nicht werden, weil es nicht auf ein persönliches Vermögen oder Unvermögen zu reduzieren ist<sup>14</sup>, und sich „Jahrestage“ und im Winter Schneestürme ereignen, die die „Fensterläden klappern“ lassen oder Situationen eintreten, in denen „der Abschied“ fehlt. Diese Narben und „Wunden“ können, wenn sie aufbrechen, jedoch „verarztet“ werden (Aussage Rieken). Sie dienen auch als Anlass, sich zu fragen, ob man sich in „zwischenmenschlichen“ Beziehungen „vielleicht falsch verhalten“ hat (*Begehren, Raum und Gesetz – positive ethische Urszene*). Auch der Tod (*Gesetz*) wird wiederkommen (kranke Großmutter), „das normale Leben“ (*Begehren*) wird jedoch weitergehen, wenn die Trauer „kollektiv“, von der „Familie“ oder der „Nachbarschaft“ getragen und eingebettet werden kann (*Raum*), wie dies auch im Fall des Todes ihres Großvaters der Fall war. Religion hat zwar keine „große Bedeutung“, dennoch glaubt Frau Hussein, „dass es irgendetwas gibt, das das alles macht“ (*Gesetz*) und das ihr „geholfen“ hat, „das einfach zu nehmen, wie es jetzt gekommen ist“. Das neu figurierte *Gesetz* meldet sich auch in der Aussage, „der Herr wird das geschickt haben, weil man irgendwelche Schuld auf sich geladen hat oder keine Ahnung was“. Sie sieht auch darin einen „Sinn, dass es jetzt zum Beispiel die Frauen getroffen hat von unserer Familie“, eine Aussage, die an die vorige erinnert, der gemäß die Lawine sie gewissermaßen auch befreit (*Begehren*) hat. Anklänge an diesen durch ein ermöglichendes *Gesetz* gestattetes „Eintauchen in ein Thema“, das sie interessiert – sie wollte früher klassische Philologie studieren (*Begehren*) –, lässt auch die Erinnerung an einen ihrer Lehrer an der Handelsakademie erkennen. Das Geschehen damals hat sie – auf positive Art und Weise – „einfach gefangen genommen“ (*Raum*).

### 3.3. Werner und Karin Jehle

Werner Jehle ist Schilehrer und der letzte Überlebende des Unglücks, der lebend geborgen werden konnte. Herr Jehle wurde im Wohnzimmer von der Lawine überrascht, wollte noch

<sup>14</sup> Zum Besonderen und Allgemeinen siehe Teil 1.

„flüchten“, konnte aber nicht entkommen. Der darin anklingende *Raum* kommt in vielen Aussagen zur Sprache: Er war drei Stunden in den Schneemassen gefangen („jetzt bin ich einbetoniert“, „man konnte keinen Zentimeter den Kopf bewegen“), versetzte sich durch Hyperventilation in eine rettende Bewusstlosigkeit und wachte erst im Spital wieder auf, wo er seine jetzige Gattin kennen lernt, die dort als Krankenschwester arbeitet. Er weiß, ich „brauche“ und „habe eine gute Familie“, mit der er sprechen kann, damit es „irgendwie wieder weitergehen kann“. Auch die Zeit wird hier zum bergenden *Raum*: „Dann hilft mir wirklich nur die Zeit und die Familie“; im Krankenhaus hat er seine ungewöhnliche und berührende Geschichte „sicher hundertmal erzählt, in aller Ruhe, schön von vorne bis hinten ... das tat mir eigentlich gut“. Im Vorfeld des Geschehens wird auch von ihm die bedrückte und ängstliche Stimmung in den Tagen vor der Lawine erwähnt. Die in der anderen Haushälfte lebende Nachbarsfamilie hat das Unglück nicht überlebt, hätte es aber vielleicht „Wenn sie in einem anderen Raum gewesen wären“.

Als Herr Jehle zurückkehrt, ist er „zusammengebrochen“, „hat wirklich noch ein Jahr gebraucht, bis er alles sortiert hat“ und spricht selbst von „ein bisschen Krise“ (*negative Urszene*). Seine Frau merkt, dass sie sich „da ein bisschen heraushalten“ muss. Das Haus ist komplett zerstört, ein „Totalschaden, das musste man abreißen bis auf das Erdgeschoss ... weg damit“; das Materielle ist ihm jedoch „ziemlich unwichtig“, „Hauptsache (ist; Einfügung von mir) das Leben!“, er spricht von einem „Neustart“. Der „Geburtstag“ ist jedoch auch ein „Trauertag“ und das neu erwachte *Begehren* kennt auch den Schmerz und die Trauer um seine „Nachbarsleute“ (Großmutter, Mutter und schwangere Tochter) und um die beiden Buben Florian und Sebastian aus seinem Schikurs bzw. auch um andere Gäste, die er vom Sehen her kannte. Es meldet sich vielleicht auch im „Eigensinn“, keine fremde (psychologische) Hilfe anzunehmen und etabliert ein eigenes *Gesetz* bzw. einen Grundzug desselben: den Ausschluss des Anderen, der jedoch als solcher das Gesetz erst ermöglicht<sup>15</sup>. Familie und Dorfgemeinschaft (*Raum*) „wo jeder jeden kennt“ und wo man „gemeinsam durch das ganze Leben“ geht und einander „in der Not“ hilft, offenbaren auch diesen inklusiv-exklusiven Charakter des *Gesetzes*, dem nicht nur die Touristen<sup>16</sup>, sondern auch seine Frau ausgesetzt werden: Es ist für sie schwierig, „da hinein zu kommen“, „es braucht schon einige Zeit“, nimmt sogar „einige Jahre“ in Anspruch. Die Leute „sind auf Distanz“ (Aussage Rieken), reden „über Sachen, wo ich jetzt nicht mitreden kann“. Sie geht deshalb „viel allein spazieren“, am „Spielplatz“ ergeben sich erste Kontakte mit Frauen (*Raum*).

In diesen Schilderungen lässt sich der *Raum* als heterogener Plural erahnen: Er gleicht weder nur einem Kontinuum, in dem man einfach „ist“ wie ein Fisch in einem Aquarium, noch sich konzentrisch ausdehnenden Kreisen mit Zentrum und Peripherie, sondern lässt sich auch als auf vielfältige Art und Weise ineinander verschränkte, individuelle wie kollektive und polyzentrische Sphären verstehen. In manchen dieser Sphären ist man einbezogen, von manchen gleichzeitig ausgeschlossen. Es ergeben sich aber Schnitte, Überschneidungen und Übergänge. Für die dabei auftretenden Dynamiken ist – neben dem *Begehren* – das ebenfalls im Plural zu verstehende *Gesetz* mitkonstitutiv.

Das Leben hat für beide „wieder von neuem angefangen“. Es ist „bewusster“, Herr Jehle hat sich „stark geändert“, was sich beispielsweise in „kritische(n) Situationen“ beim Schifahren auswirkt. Er hat zwar „keine Angst“ mehr und die „Freude über den Schnee“

<sup>15</sup> Vgl. Derrida 1991.

<sup>16</sup> Gemeint ist, dass das Ausgeschlossene (die Fremden) durch seinen Einschluss (Tourismus) das Identitätsgefüge als solches erst wesentlich mitkonstituiert. So schließt sich einerseits die Dorfgemeinde ab, indem sie anderes ausschließt; zugleich schließt sie das Ausgeschlossene gerade dadurch in ihrem Innersten mit ein (Vgl. dazu Burda 2009).



überwiegt, aber er respektiert den „Schnee“ und das in ihm implizierte Gefahrenpotenzial (*Gesetz, Raum*), woran ihn nicht zuletzt sein schmerzender Fuß – die Lawine hat den Schienbeinkopf gequetscht – gemahnt. Das Walsertum als Projektionsfläche einerseits für eine bestimmte Qualität von *Raum* und *Gesetz*, und andererseits auch als Modell für die Orientierung des eigenen *Begehrens* angesichts eben dieser beiden Konstanten hat für ihn angeblich keine große Bedeutung. Er fühlt sich jedoch – vielleicht doch ein Analogon dazu – als „Tiroler“ und erwähnt auch „Rätoromanen“ bzw. die „Schweizer Sache“. Ein nicht zu unterschätzender Faktor ist sicher auch der Rückhalt durch den Großvater, der „50 Jahre Skilehrer“ war und „immer wieder gepredigt“ hat: „Rücken zur Lawine, in die Hocke gehen, die Hände vors Gesicht“. Nicht zuletzt diese Überlegensregel, „irgendwo von klein auf im Hinterkopf“, hat ihn überleben lassen und ihm einen geringfügigen Spielraum sogar dann bewahrt, als er von der Lawine „einbetoniert“ war und nur mehr „hoffen und beten“ konnte (*Raum im Raum*). Was zuerst nur ein bisschen Schnee war, das er aus dem Mund „rauskratzen“ konnte, erweitert sich zu einem *Raum* der Hoffnung, der sich für ihn durch seine Rettung und darauf folgende Ereignisse (v.a. Heirat) glücklicherweise auch aufgetan hat. Die Anweisungen des Großvaters (*Gesetz*), in denen eine durch Generationen hindurch erworbene Erfahrung im Angesicht drohender Gefahr abgelagert ist, schließt erneut den Kreis von Besonderem und Allgemeinen.

#### 4. Welt und Rand

In allen Interviews ließen sich die von mir als *anthropologische Konstanten* bezeichneten Größen *Raum*, *Gesetz* und *Begehren* nachweisen. Es ließ sich zeigen, dass wir dabei nicht bloß starre Koordinaten, sondern eher ineinander greifende Dynamiken und bewegliche, von einander wechselseitig abhängige Emanationsquellen menschlichen Selbst- und Weltverhältnisses vor uns haben. Die in den Interviews geschilderten Übergänge zeigen eindrucksvoll, dass sich der Mensch mit der „Welt“<sup>17</sup> ändert und umgekehrt mit dem Menschen auch die Welt. Strukturbildungen jeglicher Art und Weise (Identitäten, Familienbände, Siedlungen, Schutzmauern usw.) sind jedoch nie als endgültig anzusehen, da sie jederzeit durch „Lawinen“ bedroht und auch zerstört werden können. Es lässt sich jedoch gerade in Anbetracht solcher drohenden Szenarien auch die Hoffnung ansprechen, dass eine Katastrophe nicht zwingend die letzte Wahrheit sein muss.

Um es abschließend vielleicht noch durch ein Bild zu verdeutlichen, das sich an das bekannte Beispiel vom halb vollen bzw. leeren Wasserglas anlehnt: Wie ist das Verhältnis von Welt und Rand zu denken? Beginnt der Rand dort, wo die Welt endet (halb leer)? Oder ist es umgekehrt die Welt, die am Rand beginnt (halb voll)? Die bekannte Frage, ob das Wasserglas halb voll oder halb leer ist, kann u. a. so beantwortet werden, dass das Wasserglas *immer beides zugleich* ist. Wo der Rand bzw. die Welt tatsächlich beginnt oder endet, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit angeben. Menschliche Phantasie, Kreativität und Mitgefühl – sprechen wir auch hier von *Begehren*! – möchte jedenfalls bis zu den Sternen und darüber hinaus reichen, möchte Himmel und Hölle, alle Zeiten und auch die Dahingegangenen mit einbeziehen. Die in diesen Vorstellungen evozierten Qualitäten von *Raum* und *Gesetz* sollten jedoch nicht dazu verleiten, die inhärente *Selbst-Differenz* dieser Konstanten außer Acht zu lassen: *Raum*, *Gesetz* und *Begehren* verändern sich – zum Guten wie zum Schlechten –, indem sie einander ständig durchdringen. Sie legen nahe, auch Welt und Rand nicht ohne einander zu denken. Sie legen nahe, mit Übergängen zu rechnen, die – und das wurde in den

---

<sup>17</sup> Der Begriff „Welt“ soll hier nicht näher ausgeführt werden. Es genügt, ihn mit den Spannungsfeldern Natur und Kultur bzw. Identität und Differenz in Verbindung zu bringen. Zur Ontologie des Weltbegriffs siehe Brague 2005.

Interviews deutlich – genutzt werden können, damit das Leben weitergehen kann. So gesehen ist auch der Mensch ein ständiger Übergang.

### Referenzen:

- Alpsancar, Suzana et al.: Raumprobleme. Philosophische Perspektiven, München 2011: Wilhelm Fink.
- Bollas, Christopher: Der Schatten des Objekts. Das ungedachte Bekannte. Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung, Stuttgart 1997: Klett Cotta.
- Brague, Rémi: Die Weisheit der Welt. Kosmos und Welterfahrung im westlichen Denken, München 2005: C.H. Beck.
- Burda, Gerhard: Kronos' Welt. Depression und die Versöhnung von Trauer und Melancholie, Frankfurt 2005: Peter Lang.
- Burda, Gerhard: Ethik. Raum, Gesetz, Begehren, Wien 2008: Passagen.
- Burda, Gerhard: Seelenpolitik. Über die Seele und andere Selbst-Differenzen, Wien 2009: Passagen.
- Burda, Gerhard: Mediales Denken. Eine Phänomediologie, Wien 2010: Passagen.
- Burda, Gerhard: Passagen ins Sein. Eine Ontomediologie, Wien 2011: Passagen.
- Clayton, Philipp: Das Gottesproblem, Band 1: Gott und Unendlichkeit in der neuzeitlichen Philosophie, Paderborn 1996: Ferdinand Schöningh.
- Derrida, Jacques: Gesetzeskraft. Der „mystische Grund der Autorität“, Frankfurt 1991: Suhrkamp.
- Descola, Philippe: Jenseits von Natur und Kultur, Berlin 2011: Suhrkamp.
- Faber, Roland: Gott als Poet der Welt. Anliegen und Perspektiven der Prozesstheologie, Darmstadt 2003: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kuiper, Piet: Seelenfinsternis. Die Depression eines Psychiaters, Frankfurt 1995: Fischer.
- Nany, Jean-Luc: Corpus, Berlin 2003: diaphanes.
- Rieken, Bernd: Schatten über Galtür. Gespräche mit Einheimischen über die Lawine von 1999. Ein Beitrag zur Katastrophenforschung, Münster 2010: Waxmann.
- Schmitz, Hermann: System der Philosophie I-V, Bonn 2005: Bouvier.
- Sloterdijk, Peter: Sphären I-III, Frankfurt 1998-2004: Suhrkamp.